

Jörg Mertin

**Über das Hinzufügen
und weitere Änderungen**

Korrigierte und erweiterte Fassung

Minden 2021

Texte:

© 2021 Copyright by Jörg Mertin

Umschlag unter Verwendung einer Abbildung von
Vermeer, Ansicht von Delft

© 2021 Copyright by Jörg Mertin

Verantwortlich für den Inhalt:

Jörg Mertin

Immanuelstr. 14

32427 Minden

www.joergmertin.de

Druck:

epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

Inhaltsverzeichnis

Über das Hinzufügen.....	7
Auf der Treppe.....	21
Die Moral von der Geschicht‘.....	27
Angelus movens.....	39
Tante Léonie.....	43

Über das Hinzufügen

Zu den tiefsinnigen Überlegungen zum Schreiben, zur Erinnerung und zum Leben, die Marcel Prousts Erzähler bei der „Suche nach der verlorenen Zeit“ anstellt, als er sich endlich entschlossen hat, zu schreiben, gehören Gedanken über das *Hinzufügen*. Dieses eigentlich sehr unauffällige Wort bezeichnet einen zentralen Vorgang.

Der Roman, der das erinnerte Leben ist, stellt eine besondere, eine neue Art Literatur dar. Der Erzähler entwickelt diese Besonderheiten, indem er sie anderen Arten zu schreiben und zu lesen gegenüberstellt. Schreiben und Lesen gehören für den Erzähler zusammen. Aufgeschrieben wird schließlich das, was er in sich selber liest. Das ist ein langwieriger, manchmal auch quälender Entdeckungs- und Forschungsprozess, bei dem der Schriftsteller unter vielen Schichten von Konventionen und Gewohnheiten dasjenige ausfindig machen muss, was wirklich geschehen ist, und das bedeutet: was sein Leben in Wirklichkeit ist¹.

1 Es hilft alles nichts: Um sich diesen Zusammenhängen anzunähern, sollte man aus dem letzten Band der Suche nach der verlorenen Zeit (Band 10 der zehnbändigen Ausgabe, Frankfurt 1979), mindestens S. 3934-3998 lesen.

In jenem Fall, in dem sich jemand in den Text eines Anderen vertieft, fragt der Erzähler ebenfalls: Wo ist dein Leben? Dafür bringt der Erzähler das Beispiel eines schönggeistigen Menschen, der als Freund der Literatur den schönen Gedanken eines Meisters genießt. Er erfreut sich an den großen Schriftstellern, doch diese Freude ist die Freude an einem anderen Bewusstsein, an dem der Schriftsteller. Als dieser Literaturfreund eine unglückliche Liebe erlebt, versucht er, sich mit den Worten des Meisters zu trösten, *anstatt daß er versucht, seinem Leiden und der Gefahr, der er entronnen ist, selbst Ausdruck zu geben*². Obwohl die Texte des Schriftstellers in dem leidenden Literaturfreund zu neuem Leben erweckt und mit Bedeutung bis an die Grenzen des Möglichen überladen werden, obwohl er aufgrund der Schönheit der Texte vor Freude überströmt, hat er ihm *trotz allem nichts hinzugefügt*³, bestehen bleibt immer nur der Gedanke des Schriftstellers.

Er hätte seiner Freude an den schönen Gedanken sich selbst hinzufügen sollen. Vielleicht benutzt der Erzähler den Ausdruck *hinzufügen*, weil der gelesene Text seinerseits die Tiefe hat, die den Literaturfreund dazu bringen könnte, in sich selbst zu lesen und sein Leben dann als Schrift dem Vergessen zu entreißen. Das wäre etwas

2 A.a.O., S. 3973.

3 A.a.O., S. 3974.

mehr als eine Anregung. Es ginge letztlich um sehr Ähnliches im ersten und im zweiten, dem Lebenstext des unglücklich Liebenden, das aber doch nicht dasselbe ist, weil es sich ja um unterschiedliche Individuen handelt, die eine je eigene Geschichte in sich tragen.

Am Ende, wie unerkant auch am Anfang, steht das wirkliche Leben, das eigene, das aber nicht nur das eigene ist, da der Verstand es immer auch auf das Allgemeine in ihm durchleuchten muss. Nichts von dem, was man erlebt, bleibt, denn es sind alles in sich unbestimmte Ausdruckselemente⁴, nichts kann fotografisch dargestellt werden, es muss alles, was wir erinnern, *zu unserem Denken, zu unserem Leben, zur Wirklichkeit*⁵ werden. Diese Wirklichkeit muss erst wiedergefunden werden, denn sie ist durch konventionelle Kenntnis verdeckt. *Das wahre Leben, das endlich entdeckte und aufgehellte, das einzige infolgedessen von uns wahrhaft gelebte Leben, ist die Literatur: jenes Leben, das in gewissem Sinne bei allen Menschen so gut wie bei dem Künstler in jedem Augenblick wohnt.*⁶ Man muss die Vergangenheit, die als Negativ abgespeichert ist, mit dem Verstand entwickeln⁷. So etwas findet

4 Vgl. ebd.

5 Ebd.

6 A.a.O., S. 3975.

7 Vgl. ebd.

man nicht überall, auch keineswegs generell in der Kunst oder Literatur, sondern nur dann und wann bei Einzelnen. Entdecken wir diese besonderen Lebenswerke, dann sehen wir, dass es eine Vielzahl von Welten gibt, *Welten, untereinander verschiedener als jene anderen, die im Unendlichen kreisen*, und die *uns viele Jahrhunderte noch, nachdem der Fokus erloschen ist, der sein Ausgangspunkt war ... einen Strahl zusenden, der nur ihnen eigentümlich ist.*⁸

Das Bemühen des Schreibenden, *unter der Materie, unter der Erfahrung, unter den Worten etwas noch wieder davon Verschiedenes zu suchen*⁹, zielt auf eine Kunst, die *unser eigenes Leben, das man nicht beobachten kann, dessen beobachteter äußerer Schein erst übersetzt und oft von hinten nach vorn gelesen, ja mühevoll dechiffriert werden muß, für die anderen ausdrückt* und es uns selbst vor Augen rückt¹⁰.

Für jeden geht es um das eigene Leben. Deswegen ist der Genuss schöner erbaulicher Wendungen von großen Schriftstellern nicht genug. Sie können einen allerhöchstens anregen, in die eigene Tiefe hinabzusteigen.

8 A.a.O., S. 3975f.

9 A.a.O., S. 3976.

10 Ebd.

Das Phänomen des Hinzufügens findet der Erzähler nun auch bei ganz anderen als schriftstellerischen oder denkerischen Tätigkeiten.

Aus seiner Kindheit in Combray berichtet er von ausgedehnten Mittagsstunden, bei denen die Haushälterin Françoise den Mahlzeiten, die sie bereitete, etwas *hinzufügte*. Zu der *ständigen Grundlage von Eiern, Kotelettes, Kartoffeln, Eingemachtem, Biskuits, die sie uns gar nicht mehr ankündigte, fügte Françoise je nach dem Stande der Felder und Obstgärten, dem Ertrag der Fischerei und den Zufällen des Handelslebens, dem Entgegenkommen der Nachbarn und ihren Eingebungen – und zwar so glücklich, daß unser Speisezettel, wie die Vierblattornamente, die man im dreizehnten Jahrhundert über den Kirchenportalen anbrachte, immer einigermaßen dem Rhythmus der Jahreszeiten und den Episoden unseres Lebens entsprach – jeweils etwas hinzu: eine Barbe, weil die Händlerin ihr garantiert hatte, daß sie ganz frisch sei, einen Trutzhahn, weil sie einen schönen auf dem Markt von Roussainville-le-Pin gesehen hatte, Artischocken mit Mark, weil sie sie uns noch nie auf diese Art zubereitet hatte, eine Hammelkeule, weil der Aufenthalt in der frischen Luft tüchtig hungrig macht und weil man bis sieben Uhr gut schon wieder einen leeren Magen haben konnte, Spinat zur Abwechslung, Aprikosen, weil es noch kaum*

*welche gab, Stachelbeeren, weil sie in vierzehn Tagen zu Ende sein würden, Himbeeren, die Monsieur Swann eigens für uns gebracht hatte, Kirschen, weil sie die ersten waren, die der Kirschbaum im Garten nach einer Pause von zwei Jahren wieder trug, Rahmkäse, den ich doch früher immer so fern gegessen hatte, einen Mandelkuchen, weil sie ihn am Abend zuvor bestellt, und eine Brioche, weil es für uns der angemessene Zeitpunkt war, sie von uns aus zum Mahle beizusteuern.*¹¹

Jedes einzelne Element, das Françoise hinzufügt, ist etwas Besonderes, das sich von den anderen unterscheidet, etwas Besonderes aber auch, weil es jeweils aus einer eigenen Begründung oder Motivation heraus hinzugefügt wird. Zur Vollen-
dung aber kommen die Besonderheiten erst dann, wenn sie einer bestimmten Person gelten und sie damit als einen ganz besonderen Menschen herausstellen. *Und nach alledem wurde uns auch noch, eigens für uns hergestellt, aber noch spezieller meinem Vater zgedacht, der sie besonders liebte, der Inspiration von Françoise entsprun-
gen, von ihr als persönliche Aufmerksamkeit dar-
gebracht, eine Schokoladencreme gereicht, flüch-
tig und leicht wie eine Gelegenheitsdichtung, auf die sie aber gleichwohl ihr gesamtes Können ver-*

11 A.a.O., Band 1, S. 98f.

wendet hatte.¹² Und so verwandelt die Haushälterin Françoise eine Mahlzeit durchs Hinzufügen in ein Kunstwerk, das jedes mal eine Uraufführung ist. *Wer etwas davon nicht gekostet hätte mit den Worten: ‚Ich bin fertig, ich habe keinen Hunger mehr‘, wäre auf der Stelle in die Reihen jener Rohlinge hinabgesunken, die bei dem Geschenk, das ein Künstler ihnen macht, auf das Gewicht und das Material schauen, während doch nur der Geist und die Signatur das Entscheidende sind. Auch wenn man nur das geringste davon auf dem Teller ließ, hätte das eine gleiche Unhöflichkeit bedeutet, wie wenn man sich vor der Beendigung eines Stückes unter den Augen des Komponisten erhebt.*¹³

So wie Françoise den Mahlzeiten etwas hinzufügt, so fügt auch die in der Jugend des Erzählers so genannte „Dame in Rosa“, die Halbwelt-dame Odette, die später von Swann geliebt und geheiratet und die Mutter von Gilberte, der ersten Liebe des Erzählers, wird, einer Situation etwas hinzu, das niemand anders so bewerkstelligen könnte. Der Erzähler trifft als Junge von vielleicht zehn Jahren Odette bei seinem Großonkel Adolphe. Diesem ist das nicht besonders angenehm, zumal Odette dem jungen Erzähler ihre Aufmerksamkeit schenkt. Sie ist dem Vater des

12 A.a.O., S. 99.

13 Ebd.

Erzählers bereits einmal kurz begegnet und sagt zu ihrem Gastgeber Adolphe, dass der Vater des kleinen Jungen bei der Begegnung sehr charmant und liebenswürdig gewesen sei. Der Erzähler weiß aber sehr genau, dass das so nicht stimmen kann, dass sein Vater zurückhaltend, kalt, auch brüsk, und eben selten liebenswürdig ist, schon gar nicht gegenüber Odette, die er ablehnt. Odette aber wiederholt ihrerseits die Zurückweisung und Kälte nicht, sondern verwandelt sie in ihrer Äußerung, so wie sie das immer macht, wenn sie in das plumpe Leben von reichen Männern etwas wie kostbare Edelsteine einlässt. Ein solcher Edelstein ist nun auch die veränderte Schilderung der Begegnung mit dem Vater gegenüber Adolphe. Odette hatte *eine belanglose Bemerkung meines Vaters mit zarten Gefühlen durchsetzt, ihr eine elegante Form und Bedeutung gegeben, und nachdem sie einen ihrer Blicke schönsten Wassers, in dem sich Demut und Dankbarkeit spiegelten, wie ein Juwel in sie **eingefügt** hatte, reichte sie sie ihm als einen künstlerischen Wertgegenstand zurück, als etwas, was nun wirklich ‚charmant‘ geworden war.*¹⁴

Wie Françoise in ihrer Küche ist Odette in ihren Beziehungen in der Lage, aus etwas Belanglosem ein Kunstwerk zu machen, indem sie einer kalten und brüskten Bemerkung des Vaters ihre Gefühle

14 A.a.O., S. 108.

hinzufügt und sie dann mit ihrem Blick noch veredelt. Adolphe jedoch, vermutlich der aktuelle Liebhaber Odettes, hat für dieses kommunikative Meisterstück rettender Liebe seinerseits keinen Blick.

Ich füge noch die kleine gelbe Mauerecke hinzu. Der vom Erzähler verehrte Schriftsteller Bergotte erleidet beim Besuch einer Ausstellung vor Vermeers *Ansicht von Delft* einen Schlaganfall, der zum Tod führt. Beim Blick auf das Bild sagt er noch: *So hätte ich schreiben sollen ... Meine letzten Bücher sind zu trocken, ich hätte mehr Farbe daran wenden, meine Sprache in sich selbst so kostbar machen sollen, wie diese kleine gelbe Mauerecke es ist.*¹⁵ Zu seinen letzten Worten gehören diese: *Kleine gelbe Mauerecke unter einem Dachvorsprung, kleine gelbe Mauerecke.*¹⁶ Diese kleine gelbe Mauerecke gibt es jedoch auf Vermeers Bild gar nicht. Proust hat durch seinen Erzähler diese Ecke hinzugefügt, und der Sinn dieses Hinzufügens steckt in den Worten des sterbenden Schriftstellers. Nur durchs Hinzufügen sprachlicher Farben hätte seine Sprache jenen Grad von Unverwechselbarkeit erreicht, der einem vollkommenen Kunstwerk angemessen ist.

15 A.a.O., Band 9, S. 2999.

16 Ebd.

An den vier Beispielen zeigt sich, was mit der Idee des Hinzufügens gemeint ist: Das Hinzufügen macht aus etwas Alltäglichem weit mehr noch als eine Besonderheit, es macht aus dem Leben ein Kunstwerk. Darin offenbart sich die Grundidee: Das Kunstwerk ist das eigene Leben, das eigene Leben ist das Kunstwerk, wofern es gelingt, das Besondere hinzuzufügen. Die vollendete Suche nach der verlorenen Zeit, die wiedergefundene Zeit in jenem Buch, das der Erzähler schreibt, kann daher niemals aus der Schilderung von objektiven Tatsachen bestehen, sondern es erweckt das Vergessene durchs Hinzufügen zu dem unverwechselbaren, unvergleichlichen Leben, das es gewesen ist. Ebenso sehr wie das Hinzufügen jene Geste ist, die Vollkommenheit erst bewirkt, ist sie eine Geste der Bescheidenheit. Denn das Hinzufügen setzt etwas Bestehendes voraus, sei es eine Mahlzeit, eine Unterredung, ein Bild, einen Text. Hinzufügen ist also kein voraussetzungsloses Tun, sondern nimmt und verändert das Gegebene, das damit eine elementare Wertschätzung erfährt und gibt ihm einen subjektiven Akzent. Dieser Akzent erweist sich allerdings als durchaus notwendig, denn dem Gegebenen eignet zwar die Würde des Daseins, es fehlt ihm aber das unverwechselbar Besondere, durch das allein es ein Kunstwerk wird. So ist für den Erzähler (und für Proust) das Leben in all seinen Gestalten und Gewordenheiten das Material, auf das

ein Künstler angewiesen ist und das er durch Hinzufügen schöpferisch bearbeitet, um aus ihm das Leben zu schaffen, das es Wert ist, ein Kunstwerk zu heißen.

Wenn wir den Gedanken des Hinzufügens auf unseren Umgang mit der Bibel beziehen, machen wir uns klar, dass wir uns im Prinzip ähnlich wie im ersten Beispiel des Erzählers auf die Literatur anderer Autoren stützen. Diese Literatur aber ist an sich noch nicht unser Leben. Wenn wir jedoch von diesem Buch einen religiösen Gebrauch machen, geht es um unser Leben. Wir lesen es ja zur eigenen Auferbauung und für unser Seelenheil. Geht es uns dann so wie jenem traurigen Literaturfreund, von dem Prousts Erzähler berichtet? Was passiert, wenn uns ein biblischer Text anrührt? Genießen wir dann ein anderes Bewusstsein oder einen anderen Geist, den der Bibel? Wo sind wir dann selbst, wo ist unser eigenes Leben? Müssen wir uns also ebenfalls hinzufügen, und wie könnte das geschehen? Nach allem, was wir über das Hinzufügen erfahren haben, würde am Ende ein weiterer, eben unser eigener, besonderer, nicht zwingend schriftlicher, sondern auch in vielen Formen lebbarer Text entstehen. Er würde, ohne den Einfluss des anderen verleugnen zu müssen, die mühevollte Suche nach dem, was wir wirklich sind, was wirklich

existiert hat, was ungekannt in uns ruht, zu Ende bringen.

Bei der ungeheuren Vielfalt der Texte in der Bibel wird unsere Freude daran oder unser Berührtsein von ihnen sehr unterschiedlich sein. Einige sind uns fremd, andere finden in uns ein waches Publikum, das kaum genug bekommen kann. Doch kommen wir mit ihnen zu unserem Leben? Die Frage ist berechtigt für ein Buch wie die Bibel, die einen außerordentlich hohen Anspruch an uns, ja sogar das Versprechen, mit Gottes Wort unser Leben zu steuern, verkörpert: Wann und wie geht es um unser Leben, das noch unerkannt in uns ruht? Falls wir der Ansicht sind, dass wir uns gut genug kennen, können wir natürlich die Schönheit biblischer Sprache genießen. Doch scheint, wenn man einmal den Proust'schen Gedanken ernst nimmt, die Aufgabe, uns selbst zu entdecken, keineswegs trivial zu sein. Allein schon die notwendige Prüfung, ob man vielleicht wieder konventionell oder in Klischees gedacht hat, dürfte anspruchsvoll sein. Vermutlich werden wir auch, je nachdem, wie ein Bibeltext uns gefällt, vor unterschiedlichen Abschnitten unseres Lebens stehen. Dann aber, nachdem wir den Bibeltext verstanden haben, nachdem er uns erfreut oder getröstet hat, dann erst würde die Arbeit für uns und an uns selbst beginnen, und sie ist ganz gewiss nicht an einem Tage ab-

zuschließen. Sich selbst zur Bibel hinzufügen könnte die Lebensaufgabe werden, deren Bearbeitung und Erfüllung uns unser wirkliches Leben (das aus traurigen Erfahrungen ebenso wie aus schönen Begegnungen der Liebe und natürlich auch aus raffinierten Mahlzeiten besteht) zurückbringt.

Auf der Treppe

Als ich vielleicht 10 oder 12 Jahre alt war, nahm mein Vater mich einmal zu einer Besprechung mit zu Menschen, die er kannte, aber die ich kaum kannte. Die Unterredung fand im Haus dieser Leute statt. Sie hatten zwei Kinder ungefähr in meinem Alter, die ich ebenfalls wenig kannte. Spielkameraden waren sie nicht, denn dazu wohnten sie um wenige hundert Meter zu weit weg von unserem Haus. Klassenkameraden waren sie ebenfalls nicht, einer ging in eine Parallelklasse, der andere war schon in einer höheren Klasse. Die Erwachsenen, die sich zu ihrer Besprechung in das Wohnzimmer begeben wollten, sagten zu mir: Geh die Treppe hoch, da sind Martin und Peter, die spielen in ihrem Zimmer, da kannst Du mitspielen. Die Wohnzimmertür fiel zu. Ich ging die Stufen hoch, blieb aber auf halber Treppe stehen. Ich zögerte. Ich traute mich nicht, weiterzugehen. Dann setzte ich mich auf die Treppe und saß dort lange. In dieser ganzen Zeit, die mir wie eine Unendlichkeit verrinnernder Minuten vorkam, hörte ich die beiden Kinder in dem angrenzenden Obergeschoss spielen. Ich hatte keinen Mut, an die Tür zu klopfen oder gar in ihr Zimmer einzutreten. Ich ging einige Male ein paar Stufen nach oben, weil ich mich entschlossen hatte, nun doch einzutreten. Sofort gab ich den Entschluss wieder auf, und ging die

paar Stufen wieder hinunter. Ich fürchtete auch, dass von oben ein Kind aus dem Zimmer käme und mich sähe. Ich wollte dann sagen, wer ich bin und dass mein Vater gerade gekommen sei und mit ihren Eltern etwas zu besprechen hatte und ich deswegen warten sollte und dies bei ihnen tun sollte und just gerade auf dem Weg sei. Ungefähr so alles das und in aller Umständlichkeit, was ich hätte auch sagen können, wenn ich direkt in das Zimmer gegangen wäre. Ich war sehr einsam und wusste nicht, was ich tun sollte, ein Gefangener auf offener Treppe. Ich hatte Angst, und sie wurde immer stärker, eine Tür würde sich öffnen, und ebenso lange und immer mehr habe ich mich geschämt, weil ich zum Weg nach oben keinen Mut hatte. Es nützte mir auch nichts, dass die Treppe derjenigen glich, die ich aus meinem Hause kannte (die Treppen waren alle gleich eng in jenen Halbhäusern kleinbürgerlichen, immer etwas traurigen, weil schon baulich so begrenzten Glücks mit zwei Stockwerken, die in der Gegend üblich waren), denn anders als zu Hause, wo sie mir wie ein Rohr war, durch das ich mich ohne Gefahr und Rücksicht auf Gegenverkehr schnell nach oben oder unten befördern konnte, wurde sie mir in diesem Hause zu einem Gefängnis, das mich festhielt.

Endlich ging unten die Wohnzimmertür wieder auf. Erleichtert ging ich die Treppe hinunter und

hoffte, dass niemand etwas merken würde. Mein Vater erschien, fragte, wie das Spielen war. Ich wich aus und log etwas, als ich sagte: Ganz gut. Ich war froh, das Haus endlich verlassen zu können.

Ich habe mit meinem Vater niemals über diese Erfahrung und meine Scham, meine Angst und meine Feigheit gesprochen. Ich war damals überzeugt, dass er sagen würde, was hast Du denn, sei doch nicht so schüchtern. Ich wusste, dass er meine innere Realität nicht verstanden hätte. Er hätte nicht verstanden, dass er mich in eine Situation gebracht hat, die mir peinlich war. Er hätte das wahrscheinlich gar nicht gewollt. Er war es ja auch nicht alleine, denn alle Erwachsenen spielten zusammen, um ihre Interessen zu verfolgen. Auch die Eltern von Martin und Peter waren nicht auf den Gedanken gekommen, mich bei ihren Kindern einzuführen.

Es scheint, dass die Erwachsenen, die unsere Eltern waren, wenig von der Welt ihrer Kinder verstanden. Sie hatten keine Ahnung, wie kompliziert es sein kann, wenn Kinder sich aneinander annähern. Sie wussten nicht, was Kinder fühlen, wie fremd sich Kinder voreinander fühlen können.

Eine solche Szene hat sich nicht wiederholt, äußerlich jedenfalls nicht. In meinem Kinder-Innenen hat sie sich oft wiederholt. Denn hier liegt wohl der Grund, dass ich mich, solange ich Kind war, kaum je vom Vater verstanden gefühlt habe. Die Not seines Kindes, das in einem unbekanntem Haus abgestellt wird, war ihm fremd. Eines wusste ich aber auch, dass nämlich meine Angst genau das war, was mein Vater eben nicht bei mir sehen wollte. Ich habe mich den anderen äußerlich nicht gezeigt, ihm aber innerlich nicht. Auf der Treppe gefangen, wollte ich unsichtbar sein. Glücklicherweise war er zu sehr mit seinen Sachen beschäftigt, um sich näher für all das zu interessieren.

Früh fühlte ich mich also von meinem Vater getrennt, war er mir fremd wie ich ihm. Damals kam die Traurigkeit in mich hinein. Denn es war traurig, dass er mich auf die Treppe geschickt hatte, es war schamvoll, auf der Treppe gefangen zu sein, es war traurig, dass ich seinen lediglich zu vermutenden Ansprüchen nicht genügen konnte. Mir ging es besser, wenn er mich nicht sah. Und doch war ich froh, als er mich erlöste.

Im Laufe der Jahre verändert sich die Erinnerung und man wird ein anderer Mensch, dem die früheren Hemmungen fremd geworden sind. Dennoch empfand ich lange Jahre, wenn ich in einem

unbekannten Gebäude war und in irgendein Zimmer gehen musste, eine kaum merkliche Hemmung beim Anklopfen, die sich entweder in einer etwas zu geringen Lautstärke des Klopfens bemerkbar machte, oder aber im Gegenteil darin, dass ich zu laut klopfte. In dieser Hemmung und in dem Impuls, sie sofort in einem lauten Geräusch zum Schweigen zu bringen, meldet sich die Erinnerung an diese Kindheitserfahrung. Da das Alte, so wie es gewesen ist, mit der Zeit vergangen ist und den Erwachsenen nicht mehr hindert, erinnert nur der hin und wieder nicht vollkommen elegante Umgang mit einer durch eine Tür versperrten Schwelle an seine frühe Traurigkeit.

Heute, als älter gewordener Mensch, erinnere ich mich auch noch an etwas Anderes. Dem, was ich damals erlebt habe, kann ich etwas hinzufügen. Auf der Treppe begann auch meine Autarkie. Denn das Kind übersteht ganz alleine eine Situation, die es sich zwar nicht selber ausgesucht hat und die es als sehr unangenehm empfindet, die es jedoch auch überlebt hat, ohne dass andere dabei beteiligt waren als Helfende oder Verstehende. Dieses Kind braucht den Vater nicht mehr. Noch glaubt es zwar, da er ja noch da ist, lügen zu müssen. Doch dieses Lügen schützt es davor, das, was es geschafft hat und zu jenem Zeitpunkt selber noch gar nicht verstehen kann, zu offenbaren

und dem Unverständnis auszusetzen. Es kann sich durch die Unwahrheit schützen und im Verborgenen halten, was es als nicht zeigenswert empfindet und findet die Wahrheit, dass es andere ohnehin nicht interessiert, denn sie sehen nicht, was geschehen ist.

So ist damals auch der Grundstein gelegt worden für eine Burg, die streng bewacht ist und nicht erobert werden kann. Man kann mit ihr gut leben, es besteht ein reger Austausch mit der Umgebung. Und es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass jemand Zutritt erhält zu dieser Burg, wenn er vielleicht dort einziehen möchte oder etwas über das Leben im Inneren wissen möchte. Er muss aber eine genaue Prüfung seines Anliegens und seiner Vertrauenswürdigkeit bestehen.

Wie alle Burgen wird auch sie irgendwann eine lebende oder tote Ruine sein. Dann ist der Zugang einfach, weil niemand mehr Wache steht. Doch man betritt eine Ruine, nicht eine Burg. Es braucht eigene Erinnerungen, wenn man als Besucher der Ruine sich vorstellen möchte, wie das Leben innerhalb der Burg ausgesehen hat.

Die Moral von der Geschicht'

lautet in dem Gedicht von Wilhelm Busch, das die Redewendung hervorgebracht hat: *Bad' zwei in einer Wanne nicht*. Das Experiment, zwei Jungen am Samstagabend in eine Badewanne zu stecken, endet mit einer umgestürzten Wanne und in Prügelei und Chaos, die in Reime gebracht zur Schlusswendung führen. So wird gleichermaßen der untaugliche Versuch der braven Lene, Zeit und Wasser zu sparen, ad absurdum geführt wie auch das Thema Moral seiner humorlosen Ernsthaftigkeit entledigt. Doch in sich läuft die gereimte Geschichte tatsächlich auf eine Art Handlungsempfehlung hinaus. Man weiß nun, was man besser nicht tun sollte.

Eine gänzlich andere Art zu sprechen, auch eine gänzlich andere Art von Literatur, führt ebenfalls oft auf eine moralische Ebene. Ich habe festgestellt, dass ich als Prediger kaum in der Lage bin, etwas zu erzählen, ohne es moralisch zu beurteilen oder zu bewerten. Selbst außerhalb dieser Rolle legen sich mir oft Bewertungen nahe, die ich kaum in der Lage bin zu vermeiden. Was führt dazu, dass ich einem moralischen Diskurs verhaftet bin?

Es wird daran liegen, dass ich in einer moralischen Welt, vor allem auch in einer literarisch-

moralischen Welt lebe und diese Welt zudem noch bebauen und bewahren soll. Die Bibel, auf die ich mich beziehe, dokumentiert einen sehr hohen Anspruch an die Lebensführung. Darin unterscheidet sie sich von der nichtbiblischen, heidnischen Antike und Moderne, die genau an dieser Stelle in ein kritisches Licht geraten. Der hohe Anspruch spiegelt sich in der allenthalben greifbaren Polemik gegen die anderen Götter und andere religiöse Praktiken. Im Ursprung aber diente der Anspruch lediglich dazu, die von Gott als gut gegebene Welt (das Paradies) zu bewahren, besaß also lediglich eine nachrangige Konservierungs- und Schutzaufgabe. Nun trat jedoch etwas ein, was Gott so nicht gewollt hatte. Die Menschen genügten dem Anspruch nicht und mussten das Paradies verlassen. Jetzt funktioniert der Anspruch in einem anderen Modus. Praktisch wird er unterhalten durch die mit der Idee des einen Gottes gesetzten Beobachtung und Selbstbeobachtung. Gesetze und Gebote, die der Steuerung der Triebe und Bedürfnisse für ein gedeihliches Zusammenleben dienen, werden in das Leben der Menschen eingeprägt, wobei gesellschaftlich generierte Unterschiede keine Geltung haben, da vor diesem Gott alle gleich sind. In der gefallenen Welt der Sünde gerät die vorgängige gute Schöpfung Gottes leicht aus dem Blick, ist der ursprüngliche Grund des Anspruchs also nicht mehr im Bewusstsein. Damit setzt sich ein

autonomer Kreislauf in Gang, der zu Steigerungen auf beiden Seiten führt. Die Sünde legitimiert den Anspruch. Er kann überhaupt nur so hoch sein, weil die Sünde so tief verankert ist. Je höher wiederum der Anspruch, desto schneller kommt es zur Sünde. Gleichsam auf der Rückseite dieses Kreislaufs erscheint das Phänomen des Schuldbewusstseins. Dessen Abwehr führt wiederum zur Selbstgerechtigkeit, einer Auffassung von Moral, die sich selbst für besser hält als andere Menschen und die Quelle aller Beurteilungen und Bewertungen ist. Das ist innerhalb dieses Kreislaufs kaum zu vermeiden und beinahe von Anfang an gegeben, angetrieben durch den polemischen Gestus vieler Teile der Bibel, in der freilich auch die Selbstgerechtigkeit gesehen und verurteilt wird.

Diese Welt formt mein Bewusstsein und hat mein Gewissen hervorgebracht, sodass ich bis in die feinsten Verästelungen der Empfindungen wahrscheinlich lebenslang moralisch reagiere und beurteile, auch wenn ich mir diese Vorgänge bewusst halte. Wenn ich predige, bewege ich mich in einem moralischen Universum. Kaum ein Hörer wird daher den Inhalt einer Predigt ganz ohne moralischen Duktus wiedergeben, zum einen, weil das Moralische sowohl in der Predigt als auch in deren Vorlage enthalten sein kann, zum anderen, weil er es schlicht erwartet, und

dann muss der Prediger es nicht einmal wirklich so gesagt haben. Pfarrer sprechen also immer von dem, was wir tun sollen und die Bischöfe fordern ein Umdenken; beides ist moralisch.

Obwohl ein Gottesdienst oder eine Messe grundsätzlich eine durch Christus vermittelte Feier des Lebens darstellt, in der das verlorene Paradies wieder aufleuchtet, werden sie faktisch, in dem, was man hört, von der Moral festgehalten und wohl oft auch überformt, im Extremfall auch von Gottes Zuwendung abgetrennt.

Könnten wir denn nichtmoralisch predigen, also gewissermaßen aus dieser moralischen Welt entkommen?

Nichtmoralisch heißt nicht unmoralisch. Das unmoralische Reden verneint die Moral, treibt mit ihr seinen Spott (das antike und moderne Heidentum ist hier mindestens genauso polemisch wie umgekehrt die Bibel), wohingegen das nichtmoralische Reden die Moral gelten lässt und sie lediglich beobachtet und beschreibt.

Anders als das moralische und unmoralische ist das nichtmoralische Reden und Schreiben allerdings grundsätzlich *unpolemisch*. Denn es wird vornehmlich erzählt und dargestellt, was sich ereignet, wie man etwas erlebt und empfindet, wie

sich etwas entwickelt, wie erkannt wird und nicht erkannt wird, ohne dass es beurteilt wird. Das verwechselt man oft mit fehlender Moral. So hat man etwa Marcel Proust fälschlicherweise einen unmoralischen Schriftsteller genannt, obwohl er keineswegs etwa im landläufigen Sinne unmoralische Passagen schrieb, sondern weil er erzählte, ohne es moralisch zu bewerten, und moralische Bewertungen höchstens als erzählte in seinen Figuren unterbrachte.

Nichtmoralisches Reden bezieht sich, wie auch moralisches Reden, auf die in großen Teilen als unmoralisch gesehene Welt. Beide Redeweisen sind sich näher, als man denkt. Nichtmoralisches Reden oder Schreiben wird durchaus das Unmoralische aufspüren, erkennen, darstellen, und darin oft eine Trauer über die Situationen erkennen lassen. Es wird, wie beispielsweise das erzählerische Werk Prousts, ein Buch der Liebe zu den Menschen sein, ohne sie zu verurteilen¹⁷.

17 Nur anmerkungswiese sei hier eingegangen auf die sowohl von Heiden, Humanisten als auch Christen immer wieder vorgetragene Behauptung, das sogenannte Alte Testament sei wegen der häufigen auch von Gott ausgehenden Gewalt unmoralisch. Tatsächlich spiegeln die Texte antike Gewaltwirklichkeit, die uns moderne Moralisten immer noch zu schockieren vermag. Eine unpolemische Annäherung nimmt aber wahr, dass das Erzählte auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Teilen moralisch bewertet und polemisch angegriffen

Moralisches und nichtmoralisches Sprechen beziehen sich auf dieselbe Wirklichkeit. Während aber ein Roman diese Wirklichkeit beschreibend interpretiert, wird eine Predigt ohne Urteil über die Wirklichkeit kaum auskommen. Ohne jeden moralischen Einschlag wird es keine Predigt geben können. Man kann auch nicht einfach eine Predigt mit erzählerischen Elementen mischen, denn zu leicht entsteht daraus ein moralisches Erzählen, das in der Form der christlichen Literatur moralische Geschichten hervorbringt, die, wenn man sie liest, einem unmittelbar mitteilen, dass sie nicht funktionieren. Sie tun in Worten, was Broschüren der Zeugen Jehovas in Bildern tun. Man kann moralisch urteilen, aber nicht moralisch erzählen, weil die Wirklichkeit nicht moralischen Gesetzen folgt.

Man sieht, dass die Schwierigkeiten, sich dem nichtmoralischen Verstehen anzunähern und von ihm zu profitieren, nicht gering sind.

Man muss sich vor allem anderen immer wieder deutlich machen, dass im religiös-theologischen Rahmen das Moralische nur ein Teil, und nicht

wird, und zwar zum Teil von Gott, zum Teil von seinen Agenten wie etwa den Propheten. Nirgendwo wird die Gewalt als solche gefeiert. Wir haben hier eine moralisch-nichtmoralische Mischwelt vor uns, die auf die Korrektur der unmoralischen Welt abzielt.

einmal der wichtigste Teil einer Predigt sein kann. Das Evangelium, das sich letztlich auf die Schöpfung Gottes zurückbezieht¹⁸, ist die Botschaft davon, dass das Leben ein Wunder und ein Geschenk Gottes ist, deren wir teilhaftig werden, auch wenn wir uns ihrer gerade nicht würdig erweisen. Das Moralische in der Form der göttlichen Gebote ist in der Formel vom einen Wort Gottes in zwei Gestalten dem Evangelium zugeordnet worden. Doch in einer jahrhundertelangen Praxis sind der göttliche Anspruch und die konventionelle Moral amalgamiert worden. Sie wieder zu trennen, ist beinahe unmöglich, obwohl die Formeln dazu bereitstehen.

Auch verdecken tausendjährige Lesegewohnheiten in der Predigtvorlage Bibel die frohe Botschaft. Wer hört noch in den ersten Worten, die Gott an den gerade erschaffenen Menschen richtet, dass diesem etwas erlaubt und gegeben wird? *Von allen Bäumen im Garten darfst du essen.* Als Kern des Ganzen wird in der Regel der folgende, zweite Satz wahrgenommen: *Nur vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen darfst du nicht essen.* Das scheint Religion zu sein: Gott verbietet. Das ist aber nicht wahr.

18 Vgl. Evangelisches Gesangbuch, 27 (Lobt Gott, ihr Christen alle gleich), 6: „Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis; der Cherub steht nicht mehr dafür. Gott sei Lob, Ehr und Preis.“

Gott gibt und schenkt, angefangen vom Leben selbst bis hin zur Umwelt des Lebens.

Weiterhin wird das Gute, das von Gott kommt, in der Bibel keineswegs immer klar nichtmoralisch ausgedrückt. Ich lese: *Fürchte dich nicht*. Das ist sprachlich ein Imperativ, somit eine Handlungs- oder sogar Gefühlsanweisung, die nahe an einer Norm ist, obwohl sie semantisch etwas Nichtnormatives transportiert. Ich könnte in diesen und ähnlichen Fällen die Ambiguität vermeiden, wenn ich sagen würde: *Ich bin da. Es wird alles gut*. Doch selbst wenn es mir gelungen ist, das unter dem Imperativ versteckte Empfangen oder die Zusage zu formulieren, mache ich mir den Erfolg in den meisten Fällen selber wieder zunichte. Denn ich halte das Niveau nicht, sondern versuche, die Summe des Ganzen in eine Empfehlung zu gießen, etwa der Art: Deshalb lasst uns auf Gott vertrauen. Ich spiele das, was man bekommt, in eine menschliche Handlungsoption hinüber. Das funktioniert, weil es uns als Verantwortliche anspricht, und auch psychologisch scheint es so zu sein, dass wir uns umso wohler fühlen, je mehr Handlungsmöglichkeiten wir sehen.

Nun ist der entscheidende Punkt bereits genannt worden: Gott beginnt, indem er schenkt. Ich kann nichts tun, außer zu empfangen. An diesem

Punkt bin ich ein Kind. Ich will aber vielleicht gar nicht daran erinnert werden, dass ich ein Kind war und womöglich bleibe. Darum tun sich Erwachsene oft damit schwer, etwas zu empfangen, denn das reine Geschenk ist verbunden mit einem überwundenen Status. Um diese Abwehr zu reflektieren und zu überwinden, könnten wir uns darin üben, uns bei der Lektüre der Bibel selber hinzufügen. Damit meine ich eine auf das eigene Leben bezogene Lektüre. Alles, was ich lese ebenso wie alles, was ich schreibe, ginge durch mich, mein Leben, meine Erinnerungen hindurch. Ich würde in einem unter Umständen längeren Erinnerungsprozess darauf kommen, dass das, was die Bibel an *froher Botschaft* enthält, mich als ein Kind anspricht, das ich einmal gewesen bin und das in mir auch wieder aufgeweckt werden kann. Solches Lesen würde immer auch Lesen in meinem Leben sein und die Erinnerung daran aufleben lassen, wie es war, als die Mutter mir *ihre frohe Botschaft* verkündete: *Ich bin da. Komm in meine Arme*. Wenn wir dann im Übergang zum Moralischen die Trauer des Erwachsenen über die verlorene und die fortschreitende Zeit empfinden, könnte das kleine Kind leben und uns die Erinnerung daran, wie es am Anfang war, wiederfinden lassen.

Jedes Hinzufügen bringt diesen Moment der Trauer mit, die auf dem Verblässen des Kind-

seins (also des Paradieses) beruht, und die Folge wäre, dass das Leiden unter diesem Verlust seine Spur in allem hinterlassen würde, was zu erzählen wäre. Es fällt ja schwer, mich einem Anspruch gegenüberzusehen, und ich habe darum zu kämpfen, meine inneren Ansprüche mit denen äußerer Instanzen abzugleichen und dabei mich vor allem daran zu erinnern, dass die Ansprüche nicht alles im Leben sind. Sie sind es nur dann, wenn etwas fehlt, und das, was fehlt, ist das Gute, das mir entgegenkommt, die Sonne, die mir scheint, der Mensch, der mich liebhat.

Mit einer solchen Lektüre wären wir auch bereits einen Schritt näher an das nichtmoralische Erzählen herangekommen. Das propagiert ja nicht die Moral, sondern erzählt, wenn die eigene Geschichte es hergibt, wie das mit der Moral und den Geboten so geht im Leben, wie sich das Moralische zu einem mich selbst und andere bedrohenden Monster aufbläht und in dem Moment wieder verschwindet, wenn die Mutter ans Bett tritt und dem Kind einen Gutenachtkuss gibt, der der Segen für die Nacht ist. Gegenstand der nichtmoralischen Erzählung sind also die erforschten und gedanklich erarbeiteten Erinnerungen, die eine Spur davon aufzeichnen, dass wir uns nicht selber das Leben gegeben haben. Diese Spur führt uns zu jener Zuwendung und Liebe, die wir uns nicht anders erklären können als

durch einen guten Gott gemacht. Solange wir im Strahlungsbereich dieses Ortes bleiben, sind wir jenseits der Moral, weil uns nichts fehlt.

Die gut gemeinten Mischungen von Gnade, Evangelium, Geboten, Moral und Normen, die wir sonntags in einer durchschnittlichen Predigt hören oder anbieten, führen letztlich zu einem Chaos wie bei der Vorabendmesse, dem Bad am Samstagabend. Der Moral, die Wilhelm Busch an dieser Stelle formuliert, brauche ich nichts hinzuzufügen.

Angelus movens

Ich bin immer etwas traurig, wenn ich die Geschichte von der Heilung des Lahmen am Teich Betesda im Johannesevangelium lese. Denn ich finde es bedauerlich, dass der Engel, der das Wasser des Teichs bewegt, aus dem Text entfernt wurde¹⁹. Die Absicht dahinter, die übrigens völlig mit der Position Jesu in der Geschichte übereinstimmt, ist mir natürlich klar. Die blinden, lahmen und verkrüppelten Menschen, die sich um den Wunderteich gelagert haben, warten. Sie warten darauf, dass das stille Wasser sich bewegt; und in manchen alten Texten ist es eben ein Engel, der von Zeit zu Zeit, aber wohl überraschend, kommt und das Wasser in Bewegung bringt. Dann müssen sich die Kranken beeilen, denn nur wer zuerst hineinsteigt, wird gesund. Eine solche Geschichte kann in der christlichen Bibel nicht durchgehen, weil sie eine magische Komponente hat und weil sie ohne einen Konkurrenzkampf unter den Kranken nicht denkbar ist. Beide Faktoren werden eliminiert beziehungsweise durch Jesus sinnlos gemacht. Jetzt zeigt die Geschichte, dass der Teich nicht gebraucht wird, ein Engel ohnehin nicht, und dass durch den Glauben an Jesus die Heilung zu erlangen ist. Wer nun noch an den magischen

19 Johannes 5, 3-4 nur bei späteren Textzeugen.

Ort des Teiches glaubt, dem ist nicht mehr zu helfen.

Der Zauber aber, der einem Engel unweigerlich anhaftet, geht verloren, zumindest geht er nicht auf Jesus über. Jesus spricht roh wie die Mutter befiehlt: Stell dich nicht so an, steh auf! Jesus heilt zwar, doch aufgrund des von allem Zaubenhaften gereinigten Glaubens. In der Traurigkeit über diese Klarheit, in der eine Möglichkeit verloren geht, habe ich mir das magische Bild des Engels aufbewahrt, der das Wasser bewegt.

Er erscheint dann bei mir, wenn ich eine Gelegenheit verpasst habe. Ich gebe ihm Zutritt zu meinem Inneren und gestatte ihm ein Eigenleben in mir. So wie er das Wasser bewegt, berührt der Engel eine Stelle in mir selbst. Es ist immer die gleiche. Sie ist da, wo die Erinnerungen wie in einem stillen tiefen Wasser ruhen. Doch der Engel kennt sie und fasst sie an, und da wühlt er etwas auf. Die verpasste Gelegenheit ist die Musik, die auf einem Instrument zu studieren ich mir nicht zugetraut habe. Ich traf eine andere Entscheidung, und dann und wann, und niemals gänzlich aufgehörend, habe ich das bedauert, denn der schönste Ton, den ich hätte hervorbringen können, scheint verloren. Was ich an Empfindungen in einen Ton formen könnte, muss ich jetzt in Worte fassen, und dafür bin ich zu gering.

Mein Engel aber bewegt nicht nur einmal diese Stelle. Vielmehr habe ich im Laufe der Zeit die Gewissheit bekommen, dass er wiederkommt, wie oft ich auch Gelegenheiten verpassen mag. Er zeigt mir damit, dass fast niemals eine Gelegenheit die letzte ist, und das ganze Leben schon gleich gar nicht. So unterweist er mich in der Kunst des Abwartens, des ebenso gelassenen wie ausreichend konzentrierten Ausgerichtetseins auf den richtigen Zeitpunkt. Einmal kam ein solcher, da waren meine Kinder in einem Alter, bei dem ihren Eltern der Wert der Musik aufgeht. Der Engel war da, und ich ergriff die späte Gelegenheit, mir meine Musik wiederzuholen und meinen Kindern vorzuspielen.

Ohne einen solchen Engel sind solche Zeitpunkte abstrakt, denn sie haben mit mir wenig zu tun, bleiben doch die Erinnerungen still und starr wie ein Wintersee, verloren für das Leben auf dem Weg zum Vergessen. Wartet man aber auf den Engel, dann kann das eigene, vergangene Leben aufgeweckt werden und sich mit der Zukunft anderer verbinden. Die Trauer ebenso wie der Ärger über das, was verpasst wurde, kommen zum Ende durch den Zauber eines Engels, der die richtigen Stellen berührt und ihren Schmerz auflöst.

Tante Léonie

Tante Léonie, die Tante des Erzählers in Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, wird als eine gänzlich neurotische Kranke geschildert, die zwar tatsächlich schwach und kränklich ist, aber keinen Gedanken an mögliche Gesundheit verschwendet, sondern sich in diesem Zustand eingerichtet hat und ihn konsequent auf eine Weise zelebriert, die ihr die Verfügung über ihr Umfeld gestattet. Der Ursprung ihres selbstgewählten Zustands ist der Tod ihres Mannes Octave. Danach wollte sie zunächst nicht mehr ihren Wohnort Combray verlassen, dann nicht mehr ihr Haus, nicht mehr ihr Zimmer und schließlich nicht einmal mehr ihr Bett²⁰. Nun stand sie „nicht mehr auf, sondern lag immer in einem zwischen Kummer, physischer Hinfälligkeit, Krankheit, fixer Idee und Frömmigkeit schwankenden Zustand hingestreckt da.“²¹ Sie, die manchmal noch als Madame Octave angesprochen wird, was den verbliebenen Ehemann am Leben erhält, redet fast den ganzen Tag. Ihre Bewegungslosigkeit steigert ihre Aufmerksamkeit für ihre Empfindungen, und was sie dabei entdeckt, muss sie mitteilen, entweder Besuchern

20 Vgl. *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Ausgabe in zehn Bänden, Frankfurt 1979, Band 1, S. 69.

21 Ebd.

oder Bewohnern des Hauses oder aber sich selbst. Sie achtet sehr darauf, den Eindruck zu erwecken, dass sie niemals schläft, und meint natürlich, dass ihr Leben bald zu Ende geht. Auf ihrer Anrichte, die zugleich als Hausaltar dient, befinden sich Medikamente (Pepsin vor allem), Rezepte und eine kleine Statue der Heiligen Jungfrau Maria, wichtige Utensilien, „um von ihrem Bett aus der Meßhandlung und der ärztlichen Vorschrift für das Einnehmen ihres Pepsinweins zu folgen.“²² Ihre Hauptbeschäftigung aber ist es, alles zu beobachten, was auf der Straße vor sich geht, wer zu welchem Zeitpunkt zur Kirche geht oder zurückkommt.

Die Schilderung des Erzählers ist voller Ironie und Humor. Tante Léonie schafft es, durch Nichtstun ihre ganze Umgebung zu kontrollieren. Sie zieht einen enormen Gewinn aus ihrer vorgeblichen Schwäche oder Krankheit. Ihr gelingt es auch, zu steuern, wer sie besuchen darf und wer nicht. Natürlich ist ihr an Zerstreung gelegen, doch darf längst nicht jeder ihr Zimmer betreten. In einem Dorf wie Combray ist ihr Zustand allen bekannt, und nicht wenige möchten sie besuchen. Allein, sie will nur bestimmte Menschen um sich haben. Da sind zum einen die Familienmitglieder, also der Erzähler und seine Mutter, sowie die Haushälterin Françoise. Dann

22 A.a.O., S. 73.

ist da noch der Pfarrer, dessen Besuche sie immer sehr ambivalent empfindet. Sie lässt ihm nie die Tür weisen, er darf wohl auch zu ihr kommen, um die Krankenkommunion zu bringen. Doch da er, wenn er kommt, vorwiegend über den Bau und die Ausstattung der Ortskirche spricht, ist Tante Léonie nicht immer an dem interessiert, was er zum wiederholten Male vorträgt. Seelsorge jedenfalls betreibt er mit ihr nicht. Tatsächlich findet sie das vermutlich auch unwichtig. Ihr genügt die Hostie.

Es gibt nur einen Menschen, auf den Tante Léonie jeden Tag sehnsüchtig wartet, das ist Eulalie. Eulalie ist „eine hinkende und taube, aber sehr geschäftige Person“²³. Ihre Hauptbeschäftigung nach dem Tod ihrer Herrschaft besteht im Kirchgang, in der Unterstützung des Küsters, im Krankenbesuch und in kleinen Näharbeiten für bedeutende Persönlichkeiten des Ortes. Was sie aber am besten kann, das ist, wie ihr Name bereits besagt, schön und gut reden.

Was macht sie besser als der Pfarrer oder andere Besucherinnen?

Schauen wir uns zunächst einmal an, wie man nicht mit Tante Léonie reden darf. Der Pfarrer fällt in dieser Hinsicht in Ungnade, weil er nur

23 A.a.O., S. 95.

über die Kirchenfenster redet. Die anderen Besucher aber sind in zwei Gruppen einzuteilen.

Die erste Gruppe Besuchswilliger hat, als sie noch Zutritt hatte, den Zustand von Tante Léonie nicht ernst genommen, oder, wie man auch sagen könnte, durchschaut. Man sagte ihr, sie solle sich nicht aufgeben und, statt im Bett zu liegen, einfach einen kleinen Spaziergang in der Sonne machen oder ein englisches Beefsteak essen. Auch vorsichtiger formuliert akzeptierte Tante Léonie solche „umstürzlerischen Meinungen“²⁴ nicht: „Meinen Sie nicht, wenn Sie bei diesem schönen Wetter ein bißchen vor die Tür gingen ...“²⁵. Niemals mehr durfte jemand, der so etwas sagte, ihr Zimmer betreten.

In der anderen Gruppe waren Besucher, die Tante Léonie für kränker hielten als sie sich selbst, „nämlich so krank, wie sie zu sein behauptete“²⁶, aber nicht wirklich war. Diese sagten etwa, wenn Tante Léonie ihre Schwäche beklagte und das nahende Ende ausmalte: „Ach ja! Wenn man die Gesundheit nicht mehr hat! Aber Sie können es doch immer noch ein paar Jährchen machen.“²⁷

24 Vgl. a.a.O., S. 96.

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Ebd.

Beide Gruppen erfassen nicht den point of view, die Innensicht, von Tante Léonie, sondern halten sie entweder für eigentlich gesund oder schwer krank; das, was Léonie eigentlich sagt, nehmen sie nicht auf, sondern sie bringen ihre eigenen Deutungen und Überzeugungen ins Krankenzimmer. Die haben jedoch dort keinen Platz, wie Tante Léonie zu verstehen gibt.

Nur wer keine eigene Deutung mitbringt, erhält die Eintrittskarte für das Krankenzimmer. Die einzige, der das regelmäßig gelingt, ist Eulalie. Sie, die taub ist und wohl nur noch ein kleines bisschen hören kann (ein hintersinniger Kommentar über die Unfähigkeit derjenigen, die in körperlichem Sinne hören können und doch nicht hören), was Tante Léonie sagt, erfasst, worum es ihr geht. Tante Léonie „konnte ihr zwanzigmal in einer Minute sagen: ‚Es geht mit mir zu Ende, meine gute Eulalie‘, und zwanzigmal sagte Eulalie: Wo Sie Ihre Krankheit so gut kennen, Madame Octave, können Sie hundert Jahre alt werden damit; auch Madame Sazerin hat es gerade gestern noch gesagt.“²⁸ Der Unterschied zu den beiden vorher genannten Besuchergruppen springt ins Auge: Eulalie gelingt es, Tante Léonie die Deutungshoheit über ihren Zustand zu überlassen. Sie wird angesprochen als diejenige, die alles über sich und ihren Zustand weiß und die

28 A.a.O., S. 97.

die Kontrolle hat. Das ist gleichzeitig eine Bestätigung des Neurotischen und eine Enthüllung (für den Leser). Die Beziehung stimmt nun. Und wenn Tante Léonie auf diese Weise gestärkt wird, tut es der Beziehung keinen Abbruch, wenn Eulalie von hundert Jahren spricht. Hundert Jahre will Tante Léonie gar nicht alt werden, wie sie sagt, ihr ist es lieber, die Zukunft im Ungewissen zu lassen.

So tut Eulalie genau das, was Tante Léonie, ohne es offen zu sagen, von allen Besuchern verlangt: dass sie ihre Lebensweise bestätigen, dass sie ihr Leiden beklagen, und: dass sie ihr das Gefühl geben, dass sie völlig beruhigt in die Zukunft schauen kann. So wird Eulalie zu der Person, auf die Tante Léonie tagein tagaus sehnsüchtig wartet. Tante Léonie braucht nicht nur Zerstreung, sie braucht das, was offenbar nur Eulalie ihr geben kann. So hat sie sich einen Zustand geschaffen, der für sie völlig stimmig ist, es geht ihr gut damit. Wie es ihr gehen könnte, das zu erproben ist sie nicht interessiert.

Dass Tante Léonie gestorben ist, wird eher nebenbei erzählt²⁹. Allerdings hat ihr Tod beiden geschilderten Besuchergruppen einen Triumph bereitet, denen, die meinten, sie wäre nicht krank und würde sich selber nur schwächen, und den

29 Vgl. A.a.O., S. 204.

anderen, die sie für schwer organisch krank hielten. Der Tod bestätigt beide, der Triumph aber, den die scheinbar Wissenden genießen, vergeht genauso wie Tante Léonies neurotisches Selbstmanagement, denn an dieser Stelle des Lebens ist alles aus Sand gebaut wie Sandburgen am Strand, die von der steigenden Flut gründlich eingeebnet werden. Während Eulalie jetzt nicht mehr gesehen wird, ist das, was bleibenden Eindruck hinterlässt, der große und hemmungslose Schmerz, den die Haushälterin Françoise über den Tod Léonies empfindet.

Ein ernsthafter, kurzer Rückblick: Was Eulalie macht, wenn sie Tante Léonie besucht, ist alles andere als eine Therapie oder eine Seelsorge. Es ist ein Krankenbesuch, der die Deutungsmacht der Kranken überlässt und sie darin bestärkt. Das ist beides: eine Lösung und keine Lösung. Ironie und Humor der Schilderung aber ermöglichen wenigstens dem Leser jene Distanz, die er braucht, um das, was fehlte, eine zugewandte Konfrontation, sich vorstellen zu können.